

## Aus aller Welt.

**Wierlinge nach zwanzigjähriger Ehe.** Die Gattin des Hausbesizers Johann Wierling in Obersteinbach, die mit ihrem Gatten seit 20 Jahren in kinderloser Ehe lebte, beschenkte ihren Mann mit Vierlingen, drei Knaben und einem Mädchen. Mutter und Kinder befinden sich wohl. Der Vater weniger.

**Falsche Kriminalbeamte** sind in letzter Zeit in der Reichshauptstadt und in der Umgegend mehrfach aufgetaucht. Mit welcher Dreistigkeit die Gauner zu Werke gehen, beweist folgender Vorfall: Zur Frau des Bahnarbeiters B. in der Siegfriedstraße in Schöneberg kam ein gut gekleideter Mann und erklärte, er sei Kriminalbeamter und beauftragt, bei der Tochter des Herrn, die in Berlin in einem Geschäft tätig ist, eine Hausdurchsuchung abzuhalten. Auf Befragen erwiderte er, es handle sich um den Diebstahl einer Uhr. Fräulein B. sei bereits verhaftet. Obwohl Frau B. ihm sagte, daß ein Verstoß vorliegen müsse, ihre Tochter sei keiner Straftat schuldig, und obgleich der Mann nicht einmal angeben konnte, in welchem Geschäft die junge Dame arbeite, war die alte Frau durch das sichere Auftreten des Besuchers so verblüfft, daß sie ihm auf Verlangen das Zimmer ihrer Tochter zeigte. Der angebliche Kriminalbeamte durchsuchte nun alle Schränke und Behälter, nahm seinen Koffer, einzelne Schloffer mit einem Dietrich zu öffnen, während die geängstigte Frau B. der sonderbaren Hausdurchsuchung zuschaute. Natürlich wurde nichts Verdächtigtes gefunden. Dem Eindringling war es unbenommen, daß außer der alten Dame noch ihr Sohn zu Hause war, so daß er den offenbar beobachteten Diebstahl nicht ausführen konnte. Um den jungen Mann zu entfernen, verlangte er daher dreist, man möge ihm sofort einen Schloffer holen, da eines der Schloffer seinen Dietrich widerstand. Darauf wollten sich aber weder Frau B. noch ihr Sohn einlassen, so daß der falsche Kriminalbeamte unverrichteter Dinge abziehen mußte. Als Fräulein B. Abends aus dem Geschäft heimkehrte und weder von einer Verhaftung, noch von einem Uhrendiebstahl etwas wußte, stellte es sich heraus, daß der angebliche Beamte ein Schwindler war, der es entweder auf einen sofortigen Diebstahl oder auf das Auskundschaften einer Diebstahlsgelegenheit für später abgesehen hatte. Der falsche Kriminalbeamte hatte keinerlei Legitimation vorgezeigt und nur einen Bettel vorgewiesen.

**Erpressungsversuche.** Ganz außergewöhnliche Erpressungsversuche sind kürzlich in der Weltausstellungstadt St. Louis verübt worden. Die Polizei hat auf die Anzeige eines hochachtbaren Bürgers hin eine Untersuchung eingeleitet und ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß der „Chantage“ Plan von einem angesehenen Geschäftsmann ausgearbeitet worden ist. Nehmen wir an, daß Frä. K., die in einer der vornehmsten Straßen der Stadt wohnt, zum Opfer auszuwählen wurde. Die Erpresser mußten zunächst gewisse Entschuldigungen einziehen: Welcher Art sind ihre Sitten und Gewohnheiten? Wenn sie das erfahren hatten, gingen die Erpresser ans Werk. Eines Tages wird Frä. K. ans Telefon gerufen. Von einem öffentlichen Amt aus telefoniert eine Negerin und sagte mit thränenreicher Stimme: „Ich bin die Kammerfrau der Fr. B. Sie kennen sie von der Schule her und liegt hier sehr krank; sie wünscht nichts weiter, als sie zu besuchen. Sie hat mir nichts gesagt, aber ich weiß, daß das arme Fräulein kein Geld mehr hat. Kommen Sie zu uns und helfen Sie, wenn Sie können. Sie werden ihr sicher das Leben retten, denn sie braucht nur ein bißchen Sympathie. Sie hat nichts Böses gethan, glauben Sie daher nicht, daß sie Ihre Theilnahme nicht verdiente. Sie kommen doch?“ Folgte die Adresse eines Hauses in dem obkurfsten Stadtviertel und folgende Empfehlung: „Ich bitte Sie, kommen Sie allein, denn Fr. B. schämt sich so, von einem Fremden gesehen zu werden.“ Die Bitte hatte fast immer Erfolg, denn die jungen Amerikanerinnen halten treue Freundschaft und sind mitteilig. Frä. K. eilte sofort zu Fr. B. Wie hätte sie auch einer anderen Schulfreundin ihre Unterstützung verweigern können? Frä. K. erscheint also in dem näher bezeichneten Hause, wird von der alten Negerin empfangen und so lange als möglich von ihr aufgehalten; dann führt man sie in ein Zimmer, in dem das angebliche Frä. B. im Bette liegt. Frä. B. aber springt auf, schreit, daß es ein Verstoß sei, daß das junge Mädchen mit ihrer früheren Mitschülerin nicht die geringste Ähnlichkeit habe, daß sie ob der unangenehmen Verwechselung untröstlich sei. Oft erhielt die Kranke nicht nur die erbetene Entschuldigung, sondern dazu auch noch eine reichlich bemessene Unterstützung. Und Frä. K. geht nach Hause, ein wenig erstaunt zwar, aber ohne den geringsten Verdacht. Einige Tage später wird sie wieder ans Telefon gerufen: dieselbe Negerin theilt dem Opfer mit dürren Worten mit, in was für einem Hause es eine oder zwei Stunden gewohnt habe; es war, man ahnt es bereits, ein Herrenhaus. Die Negerin fügt hinzu, daß Zeugen da seien und daß, wenn nicht unverzüglich ein „finanzielles Arrangement“ getroffen werden würde, der Skandal an die Oeffentlichkeit gelangen werde. Die meisten Mädchen und deren Eltern hatten angesichts des ungeheuerlichen Skandals nicht den Muth, offen gegen die Erpresser vorzugehen, und die letzteren sollen glänzende Geschäfte gemacht haben. Jetzt ist alles zu Ende und die Jury wird die saubere Gesellschaft in den Anklagezustand versetzen, obwohl sich die Zeugen gar nicht beeilen, ihre Aussagen zu machen, denn die Opfer und ihre Eltern erklären, daß sie an der Verfolgung der Schuldigen aus bestimmten Gründen kein Interesse hätten. Der Vater eines der Opfer sagte ganz offen zu dem öffentlichen Ankläger: „Jeder Streich der geführt wird, um die Ehre einer Frau zu verteidigen, ist ein schwacher Punkt in ihrem Panzer.“

Der Liebesroman eines Polizisten. Aus London wird geschrieben: Amor stellt sich, um seine sprichwörtliche Allmacht zu beweisen, zuweilen verblüffend schwierige und entwickelte Aufgaben. Vor einiger Zeit führte er dem Konstabler Anderson von der irischen Gendarmerie die schöne Miss Sweeney aus Ristmogh in den Weg, und alsbald loberte unter dem blauen Uniformrock das Feuer jener „Liebe auf den ersten Blick“ auf, die manche Nachkundige für die allein echte halten. Das flachsblonde Fräulein war nicht unempfindlich für Andersons männliche Reize, und es entspann sich zwischen den beiden ein zartes Verhältniß, das in eine Heirath auszuarten drohte. Da jedoch der Bräutigam protestantisch, die Braut römisch-katholisch Bekenntnisses ist, so legte sich der gemischten Ehe abhold Ortsgemeinde ins Mittel. Als seine Versuche, das Mädchen Anderson ablenken zu machen, an ihrem treuen Herzen abprallten, brachte er öffentliche Anschuldigungen gegen den Konstabler vor, um seine Entfernung aus dem Bezirk zu erreichen. Eine amtliche Untersuchung, deren Ergebnis von dem Generalinspektor gut-

geheißen wurde, ergab die völlige Grundlosigkeit der Beschuldigungen. Der Geistliche jedoch ließ nicht locker, eine abermalige Untersuchung fiel zu Ungunsten Andersons aus, er wurde trotz 17jähriger Dienstzeit mit schließtem Abschied entlassen. Miss Sweeney ließ sich durch den Schein, der gegen ihren Bräutigam fiel in ihrem Vertrauen zu ihm nicht beirren und wurde trotz allem seine Frau. Solcher Liebestreue gegenüber ließ das Schicksal sich nicht lumpen. Es verhalf Anderson zu einer erneuerten Wiederaufnahme des Untersuchungsverfahrens, bei der sich herausstellte, daß die Anklagen gegen ihn von Leuten erfunden waren, die an der Schürung konfessioneller Zwietracht auf der Smaragdinsel politisch interessiert sind. Auf deren Bestrafung wartet man leider noch vergeblich. Wenigstens aber ist Anderson mit Ehren in seine Stellung wieder eingesetzt worden.

## Litteratur.

„Bühne und Brett“ erscheint in seiner letzten Nummer als Tschailowsky-Nummer. Das Festchen bringt zunächst ein Bildniß des Komponisten Peter Tschailowsky. Der ausführliche Artikel, von Professor Iwan Knorr, der Peter Tschailowsky als dramatischen Komponisten behandelt, ist durch eine ganze Reihe von Glisches trefflich illustriert. Interessant zu lesen ist auch die Abhandlung „Mein Berliner Debut“ aus Tschailowskys kürzlich erschienenen musikalischen Erinnerungen, aus dem Nachlaß herausgegeben von Prof. Karoche. Ferner werden in der Tschailowsky-Nummer noch die Opern des Meisters „Eugen Onegin“ und „Baque-Dame“ eingehend behandelt. Auch die Beziehungen Tschailowskys zu anderen Komponisten werden in dem Festchen von Karoche klar gelegt. „Bühne und Brett“ wird von der Verlagsgesellschaft „Harmonie“, Berlin W. 35, herausgegeben und kostet pro Exemplar 20 P.

Weltall und Menschheit. Die Geographie Chinas macht während des jetzigen Krieges zwischen Rußland und Japan all denen viel Kopfzerbrechen, die berufsmäßig gezwungen sind, den Operationen zu Land und See genau zu folgen. Leider ist das zur Verfügung stehende Kartenmaterial zumeist so mangelhaft, daß immer wieder die Frage aufgeworfen wird: Hat denn das früh auf hohe Kulturstufe gestiegene chinesische Volk sich wenig oder nie mit geographischen Arbeiten beschäftigt? Allen Wüßbegierigen giebt Professor Karl Weule in den neuesten Lieferungen — 59 bis 63 — der großen Publikation Sans Kramers „Weltall und Menschheit“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin) ausführliche Antwort. Mit gewohnter Klarheit behandelt der geistvolle Leipziger Gelehrte die gesamten Grundlagen der modernen Erdkenntnis bis an die Schwelle des Zeitalters der großen Entdeckungen im Allgemeinen und die geographische Forschungstätigkeit der ältesten Kulturvölker im besonderen. Auch diese neuen Abchnitte des beispiellos erfolgreichen Werkes — die Auflage hat 130 000 erreicht! — sind durch farbige und schwarze Beilagen und Textillustrationen, vornehmlich Nachbildungen uralter Karten, in wirkungsvoller Weise ergänzt. Das Werk hält sich dauernd auf den gleichen vornehmen Höhe!

## Rhein.-Westf. Handels-Lehr-Anstalt

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf (Jungen und Herren). 3-, 4-, 6- und 12-Monats-Kurse. Einzelunterricht auf Wunsch.

Prospekte gratis und franko.

## Hamburger Zigarren-Haus,

Wiesbaden, Westrigstraße 21,  
Mainz, Schillerstraße 46.

Empfehle meine Spezialitäten in nur Hamburger Zigarren aus garantirt rein überseeischen, reifen Tabaken.

Bei Abnahme von 500 Stück Fabrikpreise.

Durch langjährige Thätigkeit in der Zigarren-Fabrikation, bin ich es nachmann in der Lage, auch den verwöhntesten Raucher in jeder Beziehung zufrieden zu stellen.

Eduard Schäfer.

## Billige Schuhe!

Alle noch vorhandenen

Sommerschuhwaren

werden zu jedem annehmbaren Preise ausverkauft.

Schuhwarenhans Fiedler,

9 Mauritiussstraße 9.

3513

# Pomril

per Flasche  
excl. Glas  
35 Pfg.

Nur Kneip-Haus, Rheinstr. 59

Telefon 8240.

8791

Schiessplatz

1651

# Hubertushütte.

# Kellerskopf!

8130

Telefon 199

Telefon 199

# Alle Druckfachen

liefert in kürzester Zeit in laubesther  
Ausführung und zu billigen Preisen die

Druckerei des

# Wiesbadener General-Anzeiger

Amtsblatt der Stadt Wiesbaden

8 Mauritiussstraße 8.

Rotationsdruck von Massen-Auflagen.

Adress-  
karten  
Circulars  
Preislisten  
Fakturen  
Red-  
nungen  
Mit-  
teilungen  
Quittungen  
Briefbogen  
Wachsel  
Postkarten  
Couverts  
Plakate  
Stadtkarten

Ein-  
ladungen  
Mitglieds-  
karten  
Tanzkarten  
Programms  
Liefer etc.

Sämliche  
Trauer-...  
druckfachen  
in Brief- u.  
Kartenform





Nr. 169.

Freitag, den 22. Juli 1904.

19. Jahrgang.

Nachdruck verboten.

## In einem ägyptischen Harem.

Von einer Augenzeugin.

Von Paul Pasig.

Das Leben und Treiben in einem Harem aus eigener Anschauung zu schildern, ist für einen Vertreter des sogenannten „starken Geschlechts“, wenn er nicht etwa als Muselman selbst Besitzer eines solchen ist oder infolge seiner amtlichen Stellung (Arzt, Wächter u. A.) Zutritt zu einem Harem hat, ein Ding der Unmöglichkeit. Denn jedem Manne ist, abgesehen von den erwähnten Persönlichkeiten, der Besuch dieses Allerheiligsten der mohamedanischen Familie — Harem, arabisch Harim, heißt: das Heilige, das Unnahbare und daher Verbotene — bei Todesstrafe verboten. Wenn daher von Zeit zu Zeit Berichte über das Leben der Frauen im Harem an die Öffentlichkeit dringen, so darf man überzeugt sein, daß in solchen Schilderungen die Phantasie des eifrigen Berichterstatters die Hauptrolle spielt. Zwar soll es einige Male vorgekommen sein, daß Männer in Frauenkleidung Zutritt zu einem Harem gefunden haben. Verfasser hat aber guten Grund, auch diesen Erzählungen überaus skeptisch gegenüberzustehen. Weist er doch zur Genüge, wie scharf und rücksichtslos die berufenen Wächter ihres verantwortungsreichen Amtes wachen, ganz abgesehen von den Gefahren, in die sich ein solcher Vorwärtiger begeben würde. Authentisches über das Haremlieben können wir einzig aus dem Munde glaubwürdiger Frauen erfahren, vorausgesetzt freilich, daß sie infolge ihrer sozialen Stellung die nötigen Beziehungen zu den in Frage kommenden Kreisen haben. Denn jeder nur einigermaßen angesehenen Frau steht, gleichviel welchen Glaubens sie ist, jederzeit der Zutritt zu jenem Familienheiligtum offen. Wenigstens gilt dies vom Pharaoenlande, dessen Eingeborene sich bekanntlich Andersgläubigen gegenüber durch ihre mustergültige Toleranz auszeichnen.

Während meines mehrjährigen Aufenthaltes in Ägypten habe ich von der mir gebotenen Gelegenheit, mich authentisch über die Harems zu unterrichten, um so gewissenhafter Gebrauch gemacht, als meine Gewährsmännin als Gattin eines hochstehenden ägyptischen Beamten selbst zu dem vizeköniglichen Harem Zutritt hatte.

Jeder, der aufmerksamen Blickes Straßen und Plätze der völkervimmelnnden Khalifenstadt durchpflügte, bemerkte sofort außerordentlich den für die Frauen bestimmten Raum des Hauses, den Harem: er ist an seiner durchbrochenen, aus gedrehter Arbeit bestehenden Holzfenster, sog. „Muschrabien“ erkennbar. Diese zierlichen Gitterfenster bilden häufig kleine Erker und sind oft überaus kunstvoll gearbeitet. Sie ermöglichen jederzeit den Zutritt frischer Luft und eignen sich daher vorzüglich als Aufbewahrungsort für das Wasser — daher ihr Name. Auch kann der Blick der schönen Insassinnen stets ungehindert ins Freie schweifen, während diese selbst den Augen der profanen Welt verborgen bleiben. Meist im ersten Stockwerk befindlich, nimmt der Harem den bevorzugten Teil des Hauses ein und ist, je nach Stand und Reichthum seines Besitzers, mehr oder weniger prunkvoll ausgestattet. Meist dicht daneben, vielleicht auch nur durch einen dunklen Gang getrennt, befindet sich das Kabinett des Hausherrn. Natürlich ist es, selbst wenn man dessen Erlaubniß zum Besuche des Harems besitzt, unmöglich, ohne das Geleit eines der Haremwächter, meist schwarzer Eunuchen, bis in denselben vorzudrin-

gen. Aber an der Schwelle des Heiligtums hört auch dieses meist Allmächtigen Nachherrlichkeit auf, und drinnen waltet außer des Besitzers Willkür neben den zahlreichen weiblichen dienstbaren Geistern die Laune und Ränkelsucht der schönen Gebieterinnen. Der Harem selbst steht freilich unter der Oberaufsicht der Frauenaufsichterin, meist einer ehemaligen Favoritin des Hausherrn, die streng und ohne Widerspruch zu dulden, ihres Amtes waltet. Daß in den vornehmsten Häusern es Sitte ist, daß von den eigentlichen Haremsfrauen — wir reden hier nicht von den oft zahllosen übrigen Bewohnerinnen, die nichts weiter als Sklavinnen sind, — deren der Koran dem gewöhnlichen Gläubigen bis zu vier gestattet, diejenige, die sich ihrer äußeren Vorzüge wegen am meisten der Gunst des Hausherrn erfreut, geradezu als dessen Gemahlin gilt — so lagen z. B. die Verhältnisse am Hofe des verstorbenen Vizekönigs von Ägypten Tewfik Pascha, dessen einzig begünstigte Gemahlin Emina war — so wird dafür Sorge getragen, daß jede der Frauen mit ihrem weiblichen Hofstaate abgesondert von den anderen wohnt, ein höchst bedauerndes Los, mit dem selbst der ausgelutschte Luxus nicht zu versöhnen vermag. Bei besonderen Anlässen, z. B. Besuchen, Festlichkeiten u. A., vereinigen sich häufig die Frauen in einem gemeinsamen Raume zu geselliger Unterhaltung, die freilich, wie nicht anders zu erwarten, nur allzuhäufig in gehässiges, eifersüchtiges Intriguenenspiel ausartet. — Die Thür, welche zum Harem führt, ist meist mit hellen, durch bunte Einsätze verzierten Vorhängen nach Art unserer Portieren eingefast. Farbige Glasfenster, Mosaikfußböden und Holzgetäfel als Wandbekleidung zeichnen den erwähnten, für Besuchs- und andere festliche Zwecke bestimmten Raum vor den übrigen Räumlichkeiten aus. Dieser war es, in welchem meine Dame nach überaus zeremonieller Begrüßung durch die erwähnte Aufsichterin — der Herr des Hauses war abwesend — geleitet wurde. Eine außerordentliche Eleganz bestach das Auge. Die Divans waren mit kostbaren arabischen Teppichen verhüllt, und auf den niedrigen, mit kunstvoll silbernen Messingplatten geschmückten Tabourets, welche die Stelle unserer Tische vertreten, lagen allerlei Nippelgeschenke, Parfümschalen, selbst niedliches Kinderspielzeug umher. Eine in Mosaik gehüllte Ampel verbreitete geheimnisvolles Dämmerlicht im Saale, der mit undefinierbaren süßen, betäubendem Duft angefüllt war. Als wir eintraten — ich lasse hier meine Gewährsmännin reden — bot sich uns ein unbeschreiblicher Anblick dar. In malerischer Stellung hingegossen, ruhten vor unsern Blicken auf dem Divan drei Frauengestalten, die wohl für außerordentliche orientalische Schönheiten gelten konnten. Von bronzener Hautfarbe, war das Antlitz von nur leise gewellten, schwarzem Haupthaar, das ungezwungen über den Nacken herabfiel, überschattet. Ein goldener, mit Edelsteinen besetzter Stirnreif hielt daselbst oberhalb der durch Kohl gefärbten dunkeln Augenbrauen, die in ideal geschwungenem Bogen über der Nasenwurzel sich berührten, zusammen. Die lebhaften Augen, deren geheimnisvolles Feuer mit den Edelsteinen des reichen Stirn- und Halskranzes meteiserte zeigte die bekannte mandelförmige Bildung, durch die schon die alten Ägypterinnen Aufsehen erregten. Sofort bei unserem Eintritt erhoben sich die Damen und luden uns unter lebhafter Begrüßung zum Sitzen ein. Auf ein Glöckchen erschien eine schwarze Dienerin, die auf einer kostbaren Platte Kaffee in den bekannten fingerhutgroßen Tälchen, die in kunstvoll gearbeiteten Goldständern ruhten, herbeibrachte. Auch Cigaretten und Naragilehs fehlten nicht. Diese Getränke lehnten wir Europäerinnen „aus Gesundheitsrücksichten“ ab. Dagegen griffen die schönen



Orientalinnen glerig zu: zwei bedienten sich mit Cigaretten, die sie ebenso grazios zum Mundte führten wie unsere Pariser Glaneurs. Die dritte beworgte die Wasserpeise, der sie bald gewaltige Rauchwolken zu entlocken verstand. Auf ein weiteres Reichen erschien, nachdem sich die erste Dienerin entfernt hatte, eine zweite, mit allerlei Süßigkeiten beladen, die ausnahmslos in den kostbarsten goldenen und silbernen Gefäßen von kunstvoller arabischer Arbeit herumgereicht wurden. Wir haben selten eine solche Fülle erlesenster Fruchtstücke, Likörs, feinsten Backwerks und anderen Konfekts beisammen gesehen: Lokum und feingepönnener Zucker erregten meine Aufmerksamkeit am meisten. Auch Frisch eingemachte und kandirte, selbst frische, darunter Bananen, Mandarinen, Limonen und Lupinen, fehlten nicht. Es ist bekannt, daß die Orientalinnen ausgesprochene Freundinnen von allerlei Süßigkeiten sind, woraus sich zum guten Theile, begünstigt durch ein fast ununterbrochenes dolce far niente, deren Wohlbeleibtheit erklärt. Denn an Leibesbewegung fehlt es bekanntlich diesen Aemtern am meisten, man müßte denn die täglich unter strenger Ehut stattfindenden Spazierfahrten in verschlossener Equipage, deren Fenster mit Holzläden verdeckt sind, welche durch ein einziges, kreisrundes Loch kaum einen kümmerlichen Lichtstrahl in das sonst dunkle Innere einlassen, zu den körperlichen Motionen rechnen! Wir waren bald Zeuge, mit welchem Appetit unsere schönen Gefangenen dem Zuckerwerk nicht minder wie den süßen Flüssigkeiten alle Ehre anthaten. Die Wirkung hiervon zeigte sich zusehends. Denn die Unterhaltung wurde, unterstützt durch ein äußerst wirkungsvolles Mienen- und Gestenspiel bei dem der ganze Körper dramatisch belebt wurde, sehr angeregt und langte schließlich auf dem bekannten einen Punkte an, in dem nach unseres Dichters Fürsten wahren Ausdruck „der Weiber Weh und Ach so tausendfach“ zu kurieren ist: dem unerschöpflichen Thema Liebe! Es ist wahr, theilweise wurden meine bisherigen Anschauungen über das eheliche und Liebesleben der Orientalen völlig über den Haufen geworfen! Ich war und bin auch heute noch in der Hauptsache der Ansicht, daß die Polygamie als solche eine eigentliche Liebe, d. h. in unserem Sinne ausschließt. Darunter verstehe ich eine auf inniger Seelengemeinschaft beruhende Hingabe aneinander, eine Hingabe, die, unabhängig von äußeren Zufälligkeiten, in gegenseitiger Verebelung ihren höheren Zweck hat. Indem aber der Orientale in dem Weibe eine jederzeit käufliche Ware sieht, deren Werth er nach dem Grade bemißt in welchem sie seine Sinneslust befriedigt, und deren er sich — selbst nach seiner höchsten rechtlichen Autorität, dem Koran — jederzeit entäußern kann, sobald sie diesen Voraussetzungen nicht mehr ganz genügt, so kann weder von einer seelischen Gemeinschaft noch von einem idealen Zwecke dieser Verbindung füglich die Rede sein. Aus diesen meinen Meditationen schreckte mich plötzlich die Frage meiner schönen Nachbarin auf: „Kannst du auch lieben?“ Ich gestehe in jeder anderen Gesellschaft wäre ich um die Antwort nicht verlegen gewesen. Hier aber war ich einen Augenblick wie perplex, und eine flüchtige Röthe färbte meine Wangen. Dann aber sagte ich mich und zwang mich, möglichst gleichgültig — die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt — zu antworten: „Warum nicht? Ich bin ja verheirathet!“ Kaum hatte ich das letzte Wort über die Lippen gebracht, als ein ohrenbetäubender Lärm — Lachen konnte man das nicht nennen — das Zimmer erschütterte, sobald ich schon fürchtete mich ungeschickt ausgedrückt zu haben. Aber die theils bedauernden, theils spöttischen Blicke meiner Nachbarinnen belehrten mich eines Besseren. Heirath und Liebe gehören nach orientalischer Begriffe keineswegs so unbedingt zusammen wie wir gewöhnlich annehmen, ja, die Liebe schließt nach jenem eine Heirath vielfach aus, sofern eben letztere eine äußere Interessengemeinschaft ist, bei der für die eigentliche Liebe, sofern sie der „Bug des Herzens zum Herzen“ ist, kein Raum mehr übrig bleibt. Kann hatte sich das Höllengelächter etwas gelegt, so schienen die Damen zu empfinden, daß sie mir Verlegenheit bereitet hatten. Sie suchten daher ihrem Gebahren das Anstößige zu nehmen und fragten mit scheinbar inniger Theilnahme weiter: „Und hast du auch Familie?“ Mit einem gewissen Stolz bejahte ich die Frage indem ich hinzusetzte, daß ich meinen beiden Kindern, einem strammen Buben und einem herzigen Mädchen, von Herzen eine rechte Mutter zu sein bemüht wäre. Wir fügten bei, daß nach orientalischer Anschauung, die aus obigen Grundvoraussetzungen sich leicht ergibt, auch die schöne und hohe Aufgabe der Kindererziehung einer liebenden und geliebten Frau unwürdig ist und zu den niedrigen Obliegenheiten des wenn auch besseren Dienstpersonals gehört. Ein leichtes Nasenrumpfen — dann vorübergehende Stille, während welcher ein Engel durch das duftüberhauchte Gemach schwebte, und die älteste meiner Nachbarinnen nahm wieder das Wort. „Ich will dir einmal zeigen“, begann sie mit einem Tone, der offenbar innerster Herzensüberzeugung entquoll, „daß ihr Ferengi (d. h. eigentlich Franken, soviel als Europäer) nicht so innig und wahr lieben könnt als wir!“

Ich war, offen gesagt, gespannt auf diesen Beweis da v. eben vom Gegentheil überzeugt war.

„Siehst du“, fuhr jene fort, „ich meine die Geschichte von dem weisen und gelehrten Abdurrahman Essendi. Zu dem kam, als er sich einst im Selamlit (Herrengeviert) befand, laßt er rathend ein junges Weib und bat ihn um Gehör. Als er ihr das gewährt hatte, begann sie: „Siehe, ich will dir melden, daß Allah, er sei gepriesen, unser heißes Gebet erhört hat, und unser innigster Wunsch wird, Allah gebe es, nun bald in Erfüllung gehen! Du bist noch jung, und ich kann dir nicht zumuthen, daß du während der mir bevorstehenden Zeit der Witterschaft Entbehrung leidest. Auch weiß ich, daß du aus Liebe zu mir nie an eine zweite Frau gedacht hast.“ Der Essendi machte eine hastig abbrechende Bewegung mit der Rechten. „So bitte ich dich, das Gescheh, das ich dir bringe, anzunehmen“, fuhr sie fort, indem sie sich nach der Thür begab, dieselbe öffnete und — eine Skavin von ganz außergewöhnlicher Schönheit, eine Circassin hereinließ, die sie in liebevoller Fürsorge für den Gatten selbst ausgesucht hatte“ . . . Sie schwieg, um den Eindruck ihrer Erzählung an meinen Mienen zu prüfen. „In der That, hochherzig und entsagungsvoll“ brachte ich mit Mühe hervor, während die Genossinnen unerschöpflich waren im Lobpreis der ihrer Ansicht nach einzig wahren d. h. orientalischen Liebe! — Wiederum eine kurze Pause! „Madame, lieben Sie Musik?“ wandte sich dann die jüngste der Damen, ein bisher ziemlich schweigsam gebliebenes, wie es schien, etwas melancholisch angelegtes Geschöpfchen mit wundervollen Gluthaugen, an mich. „O sehr!“ erwiderte ich kopfnickend. Kaum gesagt, hatte ich schon ein Tambourin in der Hand, und zugleich erhoben sich zwei der Damen, nahmen einander gegenüber aufstellung und schickten sich an, einen jener bekannten mimisch-plastischen Nationaltänze aufzuführen, offenbar in der Erwartung meiner Theilnahme. Nachdem ich erklärt hatte, daß ich nicht im Stande sei, ihren Wunsch zu erfüllen, gaben sie sich zufrieden und begannen nun wechselweise ihren Tanz den ich nach unsicheren Vorstellungen nicht gerade ästhetisch finden konnte. Wenigstens vermochte ich jenen Verrenkungen des Unterleibes, man verzeihe den Ausdruck, keinen Geschmack abzugewinnen, wenigstens es mich dünkte, als sähe ich eine verkörperte Liebestragödie vor mir und der schlängelförmig sich windende, biegsame Körper geradezu Unglaubliches leistete. Mehr sagte mir das Gesangsconcert zu, in welchem sich die erwähnte Jüngste als Meisterin zeigte, indem sie sich mit dem Tambourin den Takt gab, während die beiden anderen je auf eine Art Zither, dem „Kannun“ stimmungsreich das Lied begleiteten. Geradezu ergreifend berührte mich das häufig gehörte, immer mit neuen Strophen versehene „el leel“, das Lieblingslied der heutigen Araber, dessen Refrain: O Nacht, o Nacht, o wundervolle Nacht!“ im Chöre gesungen, selbst wie eine orientalische Nacht, tief und geheimnißvoll, armuthet. Nur folgende zwei Strophen mögen zur Charakteristik des Ganzen dienen:

„Weh uns! Fern braust der bösen Geister Jagd!  
Dich, Allah, ruf ich, wenn die Gule ruft!  
Vorbei! Gottlob, jetzt spür ich Roschusbust —  
Ja, höchste Zauberwelt ist Liebesmacht:  
O Nacht, o Nacht, o wundervolle Nacht!  
Und trippelt leis' heran, ihr Auge laßt,  
Von Rosenlippen leis' mein Name klingt,  
Ein Kuss sich weich um meinen Nacken schlingt,  
Warum, o Nacht, entwandst du, eh' gedacht?  
O Nacht, o Nacht, o wundervolle Nacht!“ . . .

Da plötzlich drei heftige Schläge an der Thür!

Der Hausherr war gekommen, die Audienz, die Unterhaltung war zu Ende. Ein kurzer, freundlicher Gruß, und wir, meine Freundin und ich, waren höflich zum Harem hinaus komplimentirt. . .

Eigenartige Gedanken begleiteten uns auf dem Heimwege. Für eine oberflächliche Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib mag das Haremlieben eine Zeit lang gewisse Reize bergen. Was aber, wenn der Hausherr, der einen oder anderen überbrüssig, das eine furchtbare Wörtchen ausspricht, das die „dreifache Scheidung“ bedeutet. Ein Mann kann sich zweimal vom Weibe scheiden lassen und dasselbe ebenso oft ohne alle Höflichkeiten wieder zurücknehmen. Ist aber jenes Schreckenswort, vor dem sie alle zittern, einmal gesprochen, dann ist es verstoßen, ohne Gnade, für immer! Die Kluthen des Vespors rauschen gar traurige und erschütternde Melodien über jene Unglücklichen, deren feuchtes Grab er einst nächtlicher Weise ward, und wenn die langen, öden Mauern, hinter denen menschliches Elend in seiner ergreifendsten Gestalt jammert, ihren stummen Mund öffnen könnten, so würden sie vielleicht die Herzengeschichte mancher einst hoch gefeierten, in Pracht und Ueppigkeit schwelgenden Haremschönheit erzählen, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß das Auge eines Mannes sie unerschleiert erblickte. . . .



## Die Wette.

Von M. C. Dalberg.

(Nachdruck verboten.)

Graf Kurt von Larenberg war zwar etwas leichtsinnig, aber trotzdem, im Grunde genommen, ein guter Kerl und wegen seines Humors von allen seinen Bekannten geschätzt. Mit dem ziemlich hohen Monatswechsel, den ihm sein Vater, ein schlesischer Magnat, ausgesetzt hatte, war er wieder einmal, wie ihm das häufig passierte, schon einige Tage vor dem Letzten des Monats fertig geworden; und als er heute Abend seine Schritte zum Klub lenkte, um, wie alltäglich, dort sein Diner einzunehmen, hatte er fest gestellt, daß ihm nur noch ein Zwanzigmarksstück und einliches Silbergeld blieben. Einige Schritte vom Klub entfernt, fiel ihm ein ärmlich gekleidetes, vergrämltes Weib auf, mit einem kleinen, schwächlichen Knaben an der Hand, dem der Hunger vom Gesicht abzulesen war. In einer Wallung seines gutmütigen Herzens zog der Graf das letzte Zwanzigmarksstück aus der Westentasche, drückte es der Frau in die Hand und verschwand, ohne ihren Dank abzuwarten, in den eleganten Räumen des Klubhauses.

Da seine Freunde, in deren Gesellschaft er zu diniren pflegte, noch nicht erschienen waren, hatte er Zeit, zu überlegen, was er wohl mit dem Rest seiner Barschaft beginnen sollte; und er war gerade zu dem Entschluß gekommen, den Kommerzienrat Reichheim, der der Bankier seines Vaters war, um einen Vorschuß anzugehen, als dieser mit seinem Bekannten Baron Helgersberg eintat.

Nach kurzer Begrüßung setzten sich die drei Freunde zu Tische, und nachdem die ersten Gänge des Diners mit jener diskreten Form serviert waren, die für den ersten Klub der Residenz traditionell war, kam bald ein lebhaftes Gespräch in Gang.

„Schade, daß Du nicht mit uns in der Jubiläumsausstellung für Kunst und Gewerbe warst. Bei Deiner Vorliebe für Kleinkunst würdest Du dort auf Deine Rechnung gekommen sein!“ begann Baron Helgersberg.

„Ja, in der Tat, großartig!“ bestätigte Reichheim. „Diese Schmuckfachen von Cranach, einfach großartig! Ich sage Ihnen, Graf, eine Broche aus Olivinen mit Trauben aus farbigen Perlen, dann ein Kohlblatt aus wunderbar ziselirtem Golde mit einer Spinne, ganz entzückend! Leider schon alles verkauft! Schon alles in Privatbesitz übergegangen! Hätte gerne irgend ein Stück erworben!“

„Na, dann bin ich ja glücklicher,“ erwiderte Graf von Larenberg. „Ich habe mir schon einen echten Cranach gesichert.“ Zugleich schob er den rechten Rockärmel etwas zurück, so daß die Manschette mit einem prachtvollen, ganz eigenartig geformten Manschettenknopf sichtbar wurde. „Sehen Sie sich diesen Knopf an, lieber Kommerzienrat, ist er nicht prachtvoll?“

„In der Tat, eine wunderbare Arbeit!“ meinte der Baron nach eingehender Besichtigung. „Finden Sie nicht auch, Kommerzienrat?“

„Na ja, aber in der Ausstellung haben wir doch noch schönere Stücke gesehen!“

„Mag sein,“ rief Kurt, „aber ich möchte wetten, daß Sie mir etwas gleiches oder ähnliches nicht zeigen können!“

„Die Wette halte ich!“ entgegnete der Kommerzienrat mit einem vergnügten Blinzeln seiner kleinen, schlauen Augen. „Es gilt einen braunen Tappen!“

„Einverstanden, tausend Mark! Schlag’ durch, Baron!“

„Durchschlagen will ich; aber der Gewinner muß einige Flaschen Sekt zum Besten geben.“

„Nicht der Gewinner, sondern der Verlierer!“ rief der Kommerzienrat. Den Sekt sollen Sie noch extra bezahlen, lieber Graf Leichtfuß. Strafe muß sein. Vor einigen Tagen haben Sie mich hineingelegt, heute will ich meine Revanche haben. Einverstanden?“

„Einverstanden: Tausend Mark und drei Flaschen Pommery. Wann soll die Wette entschieden werden?“

„Na, jetzt, sofort. Friedrich, stellen Sie drei Flaschen Pommery in Eis!“

„Die Sache fängt an, interessant zu werden,“ meinte philosophisch der Baron.

„Also bitte, Herr Kommerzienrat, zeigen Sie mir einen gleich schönen Manschettenknopf!“ rief der Graf, den rechten Arm mit dem zurückgeschobenen Rockärmel vorstreckend.

„Nichts einfacher!“ sagte der Angeredete mit seinem gewinnendsten Lächeln, indem er in seine Westentasche griff und darin zu suchen schien. „Seien Sie so freundlich und ziehen Sie einmal die linke Manschette aus dem Rockärmel hervor; da ist ganz der gleiche Knopf.“

„Verloren, Kurt!“ entschied der Baron als Unparteiischer. „Nichtig eingegangen!“

Der Graf lächelte.

„Sehen Sie, Herr Kommerzienrat! Ich halte bei Ihrem Eintritt gerade überlegt, daß ich mit meinem Mammon zu Ende sei, und daß ich Sie deshalb eruchen müßte, mir auf den nächsten Monatswechsel einen Vorschuß von tausend Mark zu geben. Jetzt . . .“

„Na, und jetzt —“ lachte der Kommerzienrat, „muß ich Ihnen statt tausend Mark den doppelten Vorschuß geben, um Sie in die Lage zu setzen, eine leichtsinnig eingegangene Ehrenschrift zu begleichen und die letzten Monatstage in gewohnter Weise den lebenswürdigen Verschwendern zu spielen!“

„Sie irren diesmal, wie Sie schon so oft irren, lieber Kommerzienrat. Jetzt brauche ich Sie nur zu bitten, mir die verlorene Wette zu zahlen; das wird für die paar Tage bis zum Letzten reichen!“

Damit schob er den linken Rockärmel zurück und zeigte die Manschette; sie war nur mit einem gewöhnlichen Eisenbeinknopf geschlossen, der das Wappen des Grafen zeigte.

„Sie sehen, das ist ein ganz anderer Knopf, der sich mit diesem Kunstwerk, dem echten Cranach, auch nicht im entferntesten vergleichen läßt. Für diesmal sind Sie wieder der Hereingefallene. Es ist für Sie ein Pech, daß ich mich im Dunkeln umgezogen und dabei in der Eile aus Versehen diesen gewöhnlichen Knopf in die linke Manschette gesteckt habe. Nicht jedes meiner Versehen ergänzt auf so angenehme und einfache Weise meinen zu schnell verflüchtigten Monatswechsel. Meinen Sie nicht auch?“

Der Baron schüttelte sich vor Lachen.

Der Kommerzienrat zog die Brieftasche, reichte dem glücklichen Gewinner einen Tausendmarkschein und knurrte: „Mit Ihnen wette ich nie wieder! Johann, bringen Sie den Pommery! Aber nicht wieder so übermäßig kalt wie gestern!“



## Ein Tanz ums Leben.

(Nachdruck verboten.)

Der „Beagle“, ein Fahrzeug, das sich in der Geschichte der Schiffsfahrtskunde und der geographischen Entdeckungen einen ehrenvollen Platz errungen hat, trat im Jahre 1837 seine dritte große Reise nach Australien an. Unter der Mannschaft befand sich auch ein Herr Fitzmaurice, ein Mann von wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung, der sich durch seine Entschlossenheit und Umsicht bald eine hervorragende Stellung unter den Mitgliedern der Expedition zu verschaffen wußte. Der Melaiide-Strom, der sich bei der Melville-Insel in die Meerenge von Clarence ergießt, ist von ihm entdeckt und nach der damaligen Königin-Witwe von England benannt worden.

Eines Tages war er mit einem anderen Mitgliede der Expedition, Herrn Keys, ans Land gegangen, um, ausgestattet mit den nötigen Apparaten, Messungen anzustellen und zu verzeichnen.

Mehrere Stunden eifriger Arbeit waren verflossen; der Mond warf bereits sein bleiches Licht auf das Metall der Instrumente und mahnte, daß es Zeit zur Umkehr sei. Keys war einige hundert Schritte vorausgeeilt, als er plötzlich hinter sich ein furchtbares Geschrei vernahm. Er wendet sich um und erblickt auf einem Felsen, unter dessen Schutz sie ihre Messungen vorgenommen, eine zahlreiche Rott Australier, mit Wurfpfeilen bewaffnet, deren einige bereits gegen seinen Gefährten, der den Ort noch nicht verlassen, geschleudert waren. Keys hätte fliehen und das Boot ungefährdet erreichen können. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß ein derartiger Gedanke in ihm gar nicht aufstach, daß er vielmehr sofort beschloß, seinem Gefährten beizuspringen, um nötigenfalls mit ihm



zu sterben. Je näher er kam, um so mehr erkannte er die entsetzliche Lage. Ein Eingeborener, anscheinend der Häuptling, hielt seinen Gefährten eine mit drohenden Gesten begleitete Rede. Die Wilden wurden mit jedem Moment aufgeregter, ihre Bewegungen ungesüßener und die Entfernung, die sie von den beiden Engländern trennte, geringer. Schon betrug letztere nicht mehr als 12 Schritt, und jeder Wurfspeer, in dieser Nähe abgeschleudert, mußte eine entsetzliche Katastrophe herbeiführen.

„Sollen wir die Anhöhe erklimmen und kämpfen, oder sollen wir fliehen?“ rief Keys.

„Keins von beidem. Wir müssen singen und tanzen,“ gab Fitzmaurice zur Antwort.

Keys hat später erklärt, er sei in jenem Moment überzeugt gewesen, daß sein Kamerad verrückt geworden sei.

Dieser fing in der Tat an, zu tanzen, zu singen und dazwischen aus voller Kehle zu lachen.

Keys wußte in der Tat nichts Besseres, als das Beispiel so gut wie möglich zu befolgen und wenigstens zu tanzen; singen oder lachen wäre ihm eine positive Unmöglichkeit gewesen.

Dieses Schauspiel verfehlte seinen Zweck, die Eingeborenen zu überraschen, keineswegs. Einige senkten ihre Waffen; andere warfen diese zu Boden, und nur die wildesten fuhren fort, ihre Geschosse zum Wurf bereit zu halten und ihre Gefährten zum Angriff zu ermuntern. Vergebliche Mühe! Diese Wilden, das wußte Fitzmaurice, sind neugierig, wie die Kinder. Was machten die Engländer dort? Was bedeuteten diese sonderbaren Sprünge, dieses Stampfen mit den Füßen, dieser merkwürdige Gesang Fitzmaurices? Sie bezeugten einander ihr Ersauern und ihre Neugier; allmählich fingen sie selbst zu lachen an und setzten sich teilweise auf den Felsen, gleichsam um vom Amphitheater aus das Schauspiel möglichst bequem genießen zu können. Während sich die Wilden so ihrer Schaustellung überließen, legte Fitzmaurice, der seine Kaltblütigkeit keinen Moment verloren, mitten in seinem Gesänge dem Gefährten einige Fragen vor.

„Wo sind unsere Gewehre?“

„Dreißig Schritt von hier, zur Linken.“

„Und unser Boot liegt leider rechts!“

„Soll ich die Gewehre holen?“

„Nein. Wir wollen ruhig weiter tanzen und uns allmählich den Gewehren nähern. Nicht so schnell! Nimm Dich in acht! Wir müssen wieder etwas zurück!“

Die Eingeborenen schienen, als sich die beiden Engländer einige Schritte entfernt hatten, deren Absicht zu erraten und gaben das durch ein dumpfes Gemurmel zu erkennen.

„Geduld! Wir müssen zu unseren Instrumenten zurück,“ sagte Fitzmaurice.

„Ich kann nicht mehr. Meine Kraft geht zu Ende,“ gab Keys, dem der Schweiß in heißen Tropfen von der Stirne lief, zur Antwort.

„Nur Mut! Hast Du nicht in Newport eine Braut zurückgelassen, Keys? Tanze für Deine Braut! Und unsere teure Königin — tanze für die Königin! Und unser teures Vaterland — tanze, tanze für Alt-England!“

In diesem Moment hörte man aus der Ferne einen dumpfen Knall. Es war ein Offizier, der, etwa 2000 Schritte entfernt, ein Großfuß-Huhn (*megapodius tumulus*) schoß, jenen merkwürdigen Vogel, der aus Erde und Muschelschalen Anhöhen, oft zwanzig Fuß lang und vier bis fünf Fuß hoch, zusammenträgt, um auf diesen zu nisten.

Die Wilden wurden unruhig. Fitzmaurice und Keys benutzten diesen Moment, um sich auf ihre Waffen zu stürzen und dem Boote zuzulaufen. Drei oder vier Wurfspeere sausten ihnen um die Ohren, aber es gelang, ungefährdet das Boot zu erreichen und mit einigen kräftigen Rudererschlägen sich aus dem Bereiche der Geschosse zu bringen.

Keys hatte nicht übel Lust, den Zuschauern, zu deren Belustigung er soeben hatte tanzen müssen, den Dank dafür in Gestalt einer Büchsenkugel zuzuschicken; aber Fitzmaurice wußte ihn zu bewegen, dieser Lust zu widerstehen.

Es wäre der Anfang der Feindseligkeiten von Seiten der Europäer gewesen, der einen Erfolg der Expedition wahrscheinlich unmöglich gemacht haben würde.



**Der Kuhbaum.** Diese merkwürdige Pflanze, die uns Alexander von Humboldt schildert, trägt die Totsache Kühe, daß unsere Milch ein ausschließliches Produkt tierischer Organisation ist. „Was uns hier (Venezuela) so gewaltig ergreift, sind nicht prachtvolle Wälderschatten, majestätisch dahinziehende Ströme, von ewigem Eis starrende Gebirge, ein paar Tropfen Pflanzenjaft führen uns die ganze Macht der Natur vor das innere Auge. An der kahlen Felswand wächst ein Baum mit trockenen, lederartigen Blättern; seine dicken, holzigen Wurzeln dringen kaum in das Gestein. Mehrere Monate im Jahr neigt kein Regen sein Laub, die Zweige scheinen vertrocknet, abgestorben; bohrt man aber den Stamm an, so fließt eine süße, nahrhafte Milch heraus. Beim Sonnenaufgang strömt die vegetabilische Quelle am reichsten. Dann kommen von allen Seiten die Schwarzen und die Eingeborenen mit großen Näpfen herbei und fangen die Milch auf, die sofort an der Oberfläche gelb und dick wird. Die einen trinken die Näpfe unter dem Baume selbst aus, andere bringen sie ihren Kindern. Es ist, als sähe man einen Hirten, der die Milch seiner Herde unter die Seinen verteilt.“

**Wie man Wasser kocht.** „Das ist doch ganz einfach“, wird mancher Leser denken, „man setzt das Wasser in einem Gefäße ans Feuer und läßt es dort, bis es kocht.“ Hören wir aber, was Charles Delmonico, der Gründer der weltberühmten Restauration in Newyork, davon sagt: „Wenige Leute können Wasser ordentlich kochen. Das Geheimnis besteht darin, daß man gutes, reines Wasser in einen reinen, schon etwas gewärmten Kessel tut und es dann schnell zum Kochen bringt, sobald es zum Gebrauche von Kaffee, Tee oder anderen Getränken bestimmt ist. Das Wasser kochen, siedend und dampfen lassen, bis der beste Teil davon verdunstet ist und Kalk, Eisen und andere mineralische oder tierische Bestandteile fast allein noch im Kessel bleiben und damit dann ein gesundes, wohlschmeckendes Getränk herstellen wollen, ist unmöglich; solches Wasser ist positiv ungesund.“

**Ein Hecht als Mörder.** Ueber einen seltsamen Unglücksfall wird berichtet: Ein junger Mann begab sich auf einen fest zugefrorenen Fluß hinaus, um zu angeln. Er kam nicht wieder. Als man am anderen Tage nach ihm suchte, fand man seine Leiche lang ausgestreckt auf dem Eise des Flusses liegend. Als man die Leiche aufzuheben suchte, zeigte sich, daß der rechte Arm durch ein armstarkes Loch im Eise hindurchgesteckt war und dort festgehalten wurde. Man schlug das Eis rings um den Arm auf, bekam diesen frei, zog aber mit dem Arm einen riesigen Hecht heraus, der sich in der Hand festgebissen hatte. Der Hecht wog 36 Pfund. Wie sich aus der Situation schließen ließ, hatte der junge Mann ein armstarkes Loch in das Eis geschlagen und die Angelschnur hindurchgeworfen. Der Hecht hatte angebissen, ging aber wegen seines starken Umfanges nicht durch das Eis hindurch. Darauf mag der Angler durch das Loch im Eise seinen Arm hindurchgesteckt haben, um den Fisch so herauszuziehen. Der Hecht hatte nun in seine Hand gebissen. Mäher stand, das starke Tier durch das enge Loch hindurchzuziehen oder sich sonst wie zu befreien, ist der Angler vor Schmerz ohnmächtig geworden und in diesem Zustande erstorben.

## Frage.

Ob wohl, wenn sich die Schatten senken  
Und Dämm'ung naht mit leisem Schritt,  
Du mir sich deine Sinne lenken,  
Mein Bild vor deine Seele tritt?

Ob einmal noch die Melodien,  
Nachhallend durch die Brust dir fließen  
Die uns erklangen allzugleich,  
Und dich umschweben lind und weich?

Ob, wenn dein Blick sich niedersenket,  
Wo einer Rose Schimmer glüht,  
Der Rosenzeit dein Herz gedenket,  
Die einst so reich für uns geblüht?

Ob einmal noch im Weltgetriebe  
Dich eine leise Ahnung sagt:  
Wie nah' dir einst die treu'le Liebe  
Und du sie nicht verstanden hast!